Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 7 (1902-1903)
Heft: 5

Rubrik: Sprechsaal

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Sturmwind.

Rasender Sturmwind, ans Felsenriff
Schlägst du zerschmetternd Matrosen und Schiff.
Heulender Sturmwind, verlöschende Glut
Schürst du zum Brande in wilder Wut.
Pfeifender Sturmwind, zum Alpenbach
Trägst du der Hüte schirmendes Dach.
Liebt dich wohl einer, du schrecklicher Wind?
„Mir wirft der Sturmwind", ruft jubelnd das Kind,
„Aepfel und Nüsse herab in den Schoss,
Himmlischer Sturmwind, mein Dank ist gross.

L. Merz.

Sprechsaal.

Lesefunde aus Charlotte Perkins-Stetson: „Mann und Frau".

Übersetzt von Marie Stritt.

(Aus der Lesemappe des Schweiz. Lehrerinnenvereins.)

Wir pflegen zum Jungen zu sagen: „Tue das oder jenes" und zum Mädchen: „Tue das nicht und jenes nicht". Das richtige normale kleine Mädchen ist ein ausgelassener Wildfang, — eine Spezies, die in unsern Tagen gottlob immer zahlreicher wird — eine gesunde, junge Kreatur, die menschlich ist durch und durch, nicht weiblich, ehe es an der Zeit ist. Und dem richtigen Jungen ist ebenso Ruhe und Sanftmut eigen, wie Mut und Kraft, denn er ist ebensosehr ein menschliches wie ein männliches Geschöpf, seine aggressive Männlichkeit wird schon kommen, wenn er so weit ist.

* * *

Vor dem jungen *Mann*, der ins Leben hinaustritt, liegt die Welt offen. Die Kräfte, die ihm eigen sind, darf er, muss er nützen. Wählt er zuerst falsch, so kann er wieder und wieder wählen. Unbefriedigt oder erfolglos nach einer Richtung kann er auf besseres Glück in einer andern hoffen. Die stets wachsenden mannigfaltigen Bedürfnisse der Menschheit verlangen seine Dienste überall da, wo er auch für sich selbst Fortschritt und Gedeihen findet. Was er zu sein wünscht, darf er zu werden sich bestreben, was er besitzen möchte, danach darf er trachten. Vermögen, Macht, hervorragende soziale Stellung, Ruhm -- nach allem kann er die Hände ausstrecken.

Vor dem jungen *Weibe*, das ins Leben tritt, liegt dieselbe Welt ausgebreitet, auch in ihr sind dieselben menschlichen Kräfte und Wünsche, derselbe Ehrgeiz lebendig. Aber alles, was sie zu besitzen, zu erstreben wünscht, kann ihr nur auf einem einzigen Wege, durch einen einzigen Kanal zufliessen, durch einen einzigen entscheidenden Schritt! Vermögen, Macht, hervorragende soziale Stellung, Ruhm — und nicht das allein, auch ein Heim, häusliches Glück, Ansehen, Behagen und Vergnügen, Butter und Brot, alles kann ihr nur durch den kleinen goldenen Ring zu teil werden. Ein schwerer Druck lastet auf ihr, aber durch ein verhängnisvolles Erbe auf sie übertragen, durch ihre tägliche Umgebung immer mehr eingeengt, durch ihre Erziehung immer mehr daran gewöhnt, ist sie schliesslich so weit gekommen, diesen Druck gar nicht mehr als solchen zu empfinden, sondern ihn für den einzig richtigen Zustand zu halten und ihre junge Tochter in demselben Glauben zu erziehen.

* * *

Die Frau, der jede allgemeine Betätigung versagt ist, strömt ihre ganze Lebenskraft in ihrer Liebe aus, und wenn sie hier scheitert, ist sie überhaupt gescheitert.

Bei dem Mann zeigt sich die Liebe häufig nur flüchtig und vorübergehend, und gewöhnlich dann am flüchtigsten, wenn sie am heissesten ist. Bei der Frau ist die Liebe eine allmächtige, alles absorbierende Gewalt, von der beherrscht sie auf jedes andere Glück verzichten, alles wagen, jedem Ungemach trotzen, jedes Leid ertragen kann. Sie bleibt oft noch lebendig in ihr nach einem ganzen Leben der Vernachlässigung, der schmählichsten seelischen und körperlichen Misshandlung. Dieser Grad von Hingebung, welcher aus einer beklagenswerten Misheirat eine ewige Fessel schmiedet, die schwersten persönlichen und sozialen Schäden im Gefolge hat, gehört ebenfalls zu den besondern weiblichen Geschlechtseigentümlichkeiten.

* * *

Was jetzt von Frauen gearbeitet wird, könnte ganz gut von Männern gearbeitet werden, da hierzu nur ein Zurückgreifen fortgeschrittener Arbeiter auf primitive Produktionsarten erforderlich ist; aber der umgekehrte Fall wäre nicht denkbar, es bedurfte dazu erst der angestrengten Vorbereitung und der Anpassung von Generationen. Die Männer können ebensogut kochen, waschen nähen etc. wie die Frauen; aber zur Zusammensetzung und Leitung der grossen Maschinen in der modernen Industrie, zur Beherrschung von Land und Meer in unserm modernen Verkehrswesen, zur Handhabung unserer komplizierten Systeme in der Produktion, im Handel, im Regierungswesen, — zu allen diesen Leistungen sind die Frauen *im gegenwärtigen Stadium ihrer wirtschaftlichen Entwicklung* noch lange nicht im gleichen Masse geeignet wie die Männer.

* * *

Die Leistungsfähigkeit der Mütter in der Arbeit war von jeher einer der wichtigsten Faktoren in der Kulturentwicklung. Sie sind ja gerade die geborenen Arbeiter, die Arbeiter par excellence, — aber ihre Arbeit hat ihre wirtschaftliche Stellung bisher nicht beeinflusst. Ihre Lebenshaltung, alles was die Frau an Nahrung, Kleidung, Schmuck, Vergnügen, Luxus, empfängt, steht in keinem Verhältnis zu ihrer eigenen produktiven Arbeit, zu ihren häuslichen Verrichtungen oder zu ihrer Mutterschaft. Alle diese Dinge stehen nur in einem Verhältnis *zu dem Manne*, den sie heiratet, von dem sie abhängt, zu dem, was *er* hat oder verdient, und was *er* gewillt ist, ihr davon zu geben.

* * *

Mit dem Fortschritt der sozialen Organisationen hat sich, und zwar in demselben Masse, ein Fortschritt des Individualismus entwickelt, der sich schliesslich selbst auf die Frauen, auf die niederste Gattung der ungelernten Arbeiter erstreckte. Diese höhere Stufe des Individualismus offenbart sich ihrerseits aber in einem schärferen, persönlichen Bewusstsein der bis dahin weniger empfundenen Unzulänglichkeiten der Lebenshaltung, und mit dem wachsenden Persönlichkeitsbewusstsein geht nur als ein anderer Ausdruck desselben das entsprechende Gemeinschaftsbewusstsein Hand in Hand. Auch wir Frauen sind dazu gelangt, uns eins in und mit den anderen zu fühlen.

Die Frauenbewegung beruht nicht nur auf einem erhöhten Persönlichkeitsbewusstsein und dem übermächtigen Gefühl der Empörung gegen Ungerechtigkeit, sondern auch auf einem tiefen, innigen Mitempfinden der Frau für die Frau. Diese ganze mächtige Bewegung gründet sich auf Erkenntnis eines gemeinsamen Uebels, sie strebt nach gemeinsamen Gütern für alle.

* * *

Man braucht wahrhaftig keine Furcht auf die Gefahr zu verschwenden, dass Frauen ungeeignete Berufe erwählen werden, *wenn ihnen die Wahl offen steht.*

Viele Frauen würden fortfahren, diejenigen Arbeiten zu bevorzugen, die sie jetzt ausüben, nur in neuen und höheren Ausführungsmethoden. Auch Scheuern und Reinmachen, wenn es richtig verstanden und ausgeübt wird, ist ein nützlicher und deshalb ehrenhafter Beruf. Es ist bisher sehr amüsant zu beobachten gewesen, wie diese am wenigsten wünschenswerte aller Arbeiten ganz harmlos als die natürliche Pflicht der Frauen angesehen worden ist. Von der Frau, der schönen, geliebten Gattin und innig verehrten Mutter hat man unter allgemeiner Zustimmung die Haus- und Scheuerarbeiten für die ganze Welt verlangt. Alles was niedrig und schmutzig ist, musste sie besorgen und hinwegräumen. Zwischen Staub, Asche, Fett, unsauberer Wäsche und russigen Kochtöpfen musste sie ihr Leben verbringen. Sowie wir aber unsere Verrichtungen vergesellschaftlichen, gehen sie aus ihrer Hand in die des Mannes über; die Reinigung der Städte ist überall seine Aufgabe. *K.*

Schriftlicher Gedankenaustausch. (Einges.) Wer kennt nicht das Anregende einer Geist und Herz erquickenden Korrespondenz? Die Mitglieder der **Zodiakus-Korrespondenzkreise** sind sich dessen sehr bewusst und lieben die regelmässig wiederkehrenden Hefte, in denen so manch Interessantes steht, zu dem man selbst sein Scherflein beigetragen hat. In Deutschland existieren etwa 30 solcher Kreise, unter der Leitung einer liebenswürdigen Dame. Die Mitglieder, etwa 12 bis 15 in jedem Kreis, tragen meist Blumennamen. Seit mehreren Jahren ist auch in der Schweiz ein solcher: *Helvetiakreis* entstanden, der stets tüchtig arbeitet. Lehrerinnen, besonders solche, die vom Verkehr etwas ausgeschlossen sind, würden gewiss bald Freude an solcher Arbeit finden. Nähere Auskunft erteilt die Sekretärin des Helvetiakreises für 1903; an welche die Redaktion der „Lehrerinnenzeitung“ allfällige Mitteilungen gerne weiter befördert.

Antwort auf Frage 1 und 2. Das *elsass-lothringische Lehrerinnenheim* gibt bis dahin nach der Hausordnung ärztliche Pflege und Arznei, sowie Pflege in Krankheitsfällen, soweit nötig, frei. Mit der Zeit werden zwar nur noch die wirklich Bedürftigen dieser Vergünstigung teilhaftig sein.

Frl. Minna Lanz, die ehemalige Vorsitzende des badischen Lehrerinnenvereins und gegenwärtige Bewohnerin des *Heims in Lichtenthal* äussert sich über die Angelegenheit der Krankenpflege wie folgt: „Nach den Statuten werden Lehrerinnen, die an akuten Krankheiten leiden, nicht aufgenommen. Die „Heimchen“ werden im Heim verpflegt. Wenn die häuslichen Kräfte nicht ausreichen, nehmen wir auf Kosten der Kranken eine Krankenpflegerin.

Dass man hier im Hause auch sterben darf, lässt uns darin erst recht Ruhe und Frieden geniessen. Die Aussicht, in ein Spital geschafft zu werden, würde das Heimgefühl beeinträchtigen.“

Die ständigen Hausbewohnerinnen haben sich ausserdem im Diakonissenhaus in Lichtenthal eingekauft, um gegebenen Falls einer Pflegerin versichert zu sein.

Die **Berset-Müller-Stiftung** hat die Pflege ihrer Pensionäre in den Statuten Art. 7, folgendermassen geordnet: Bei Erkrankungen wird der Pflegling durch den Anstaltsarzt behandelt und erhält auch die Medikamente unentgeltlich.

Je nach der Schwere, der Natur und der voraussichtlichen Dauer der Krankheit wird der Erkrankte in ein Spital versetzt, wo er auf Kosten der Stiftung verpflegt wird.

Nach Ablauf eines Jahres nach Beginn der Spitalpflege ist die Anstalt berechtigt, den Pflegling zu entlassen und von einer Beitragsleistung an die weitere Behandlung abzusehen. St.

Frage 1. Weiss man eigentlich etwas Näheres über die Freundin von Wilhelm Humboldt, an welche er die berühmten Briefe gerichtet hat? Den Gelehrten unseres Vereins sei diese „Doktor-Frage“ ans Herz gelegt von L.

Frage 2. Könnten wir Lehrerinnen nicht auch ein bisschen „mobil“ machen für den „Tierschutz“, für den sich gerade jetzt wieder die „Wägsten und Besten unseres Volkes so tapfer ins Zeug legen? E.

Frage 3. Dürfen wir nicht bald auch eine „Sektion Thun“ des Schweizer. Lehrerinnenvereins begrüssen? Die Metropole des Oberlandes, das schöne Thun, in dem so viele tüchtige, weibliche Lehrkräfte auf der Primar- und Sekundarschulstufe wirken, von denen jede einzelne zur Präsidentin reif wäre, darf doch nicht fehlen im Kranz der Schwesterstädte Bern, Biel und Burgdorf. Es wäre auch gar so köstlich, einmal im Riedhof bei saftigen Chäschüechli, ein andermal im Gwatt bei den nicht minder berühmten „verbrühten Chrugeli“ und selbstverständlichem Mokka Schwesterschaft zu trinken und über das Vereinswohl zu beraten.

Wer von den liebwerten Thunerkolleginnen spricht nun wohl das schöpferische „Werde“ und überrascht uns demnächst mit einer lebensfrohen und frischen „*Sektion Thun*“, der sich gewiss noch manche Kollegin aus der Umgegend mit Begeisterung anschliessen würde? A.

Der erste Schultag. Ende April 1902. Kalt bläst die Bise über die blumengeschmückten Felder, singt ihr jetzt so ungern gehörtes Lied in den Fensterritzen. April, du launischer Junge, erst hast du uns so wunderschöne Tage gebracht, erfüllt von Sonnenschein und Blütenduft, belebt von lustig pfeifenden, jubilierenden Vöglein und emsig Blütenseim sammelnden Bienlein, hast alles hervorgelockt in die linde Luft, und nun, wirklich, wo du weisst, dass du bald deine Macht verlieren musst, willst du sie erst recht zeigen, trotziger Geselle!

Heute, am ersten Schultag des Sommersemesters muss ich den Ofen heizen, sollen nicht die kleinen Anfänger ein allzu trübseliges, kaltes Bild von ihrem ersten Schultage erhalten. — Eine Stunde vor Schulanfang, wie ich mich gerade zum Morgenessen setzen will, klopft es stark an meine Türe. Eine besorgte Mutter begleitet ihr Töchterchen, aber, „nimm alle Kraft zusammen!“ das Mädchen besuchte vorher eine französische Schule und spricht kein Wort deutsch. Wie steht's mit meinem Französisch, das ich seit vielen Jahren in einem vergessenen Winkel meines Gehirns hielt? Es ist wahrlich „Stückwerk“. Wort für

Wort muss ich hervorsuchen, um mich verständlich zu machen. Herzlich froh aber bin ich, eine solche Schülerin zu haben, trotz der vermehrten Aufgabe, oder vielmehr, wegen derselben; denn wenn ich die Kleine deutsch lehren soll, muss ich „e bissel“ französisch lernen dabei. Mein Kaffee ist inzwischen kalt geworden. Doch, das soll ja schön machen. Also hoffe und dulde dich fein! Der Morgen fängt viel versprechend an.

Da rücken sie an, die Kleinsten geführt von ältern Geschwistern oder Nachbarskindern. Eine grosse Schar, 19 Erstlinge und 36 Grössere, jetzt dem zweiten, dritten und vierten Schuljahre angehörend. Darunter auch ein grosses Mädchen, geistig sehr zurückgeblieben infolge von Nervenkrankheiten. Aber ein jedes der so wilden Schulkinder geht schonend mit ihm um. Viele kleine Händlein strecken sich mir entgegen, kleine Äuglein blicken furchtsam und schüchtern empor; andere lächeln zutraulich: sie kennen die Lehrerin schon, das gibt Mut in dieser grossen Stunde! Da ist so ein kleiner Flachskopf, schüchtern und still, dem Anscheine nach schwachsinnig. Ich spreche einige freundliche Worte zu ihm; erhalte keine Antwort; doch strahlend wandern seine Blicke zu den Nachbarn. Die kleine Welsche steht scheu unter den Deutschsprechenden. Ich weise den Angekommenen ihre Plätze an, höre, dass der kleine Alfred gerne in die Schule komme, aber — schon unterwegs „Längiziti“ bekommen habe. Seine Mundwinkel zucken auch jetzt noch ganz verräterisch. Der goldhaarige Ernst, der dies anhört, zeigt ein überlegenes Lächeln. Er fürchtet sich nicht und ist auch nicht so schüchtern. Vor kurzem kam er mit seiner Cousine ins Schulhaus zu meiner Mutter, die gerade beim Kaffeerösten war. Nachdem die zwei ihren Auftrag ausgerichtet hatten, meinte der Kleine mit einem bezeichnenden Blicke auf die sich bräunenden Bohnen: „I ha Durst!“ „So wartet, dir cheut de mit mer Gaffee trinke“, sagte Mama. „I warte“, war die schnelle Antwort. Später, als Ernst die zweite Tasse austrank und dabei verlangende Blicke nach der Kanne richtete, erhielt er seitens seiner Cousine freundschaftliche Rippenstösse, „es sei genug“. „Häb di still“, flüsterte er und liess sich getrost zum drittenmale einschenken. — Heute aber ist er still. — Da steht noch eine Frau in der Türe, die ihr Mädchen bringt. „Es isch mis Jüngste!“ sagt sie, schwer aufatmend. Das Jüngste so viele Stunden des Tages in fremde Hände geben zu müssen, das tut ihr weh. Liebkosend gleitet ihr Blick, abschiednehmend auf drei Stunden, über ihr Roseli.

Endlich sind alle da, jedes an seinem Platze; aber die Zeit verging auch. Der halb 9 Uhr Zug ist schon vorbei, gottlob von den Kindern im allgemeinen Trubel unbemerkt. Die Schule wird, wies bei mir Gewohnheit ist, jeden Morgen mit einem Lied angefangen. Die Kleinsten dürfen zuhören heute Morgen. „Mit dem Herrn fang alles an!“ dass er das Werk segne und fördere! Nach dem Gebet schnell eine kurze Besprechung mit den Grössern, dass sie sich dann schriftlich beschäftigen können, denn heute sind's die Kleinen, denen meine grösste Sorge und die meiste Zeit gilt. — Da ist Lineli, das Kleinste unter den Kleinen! Hast du wirklich den für dich wohl eine gute Stunde weiten Weg zurücklegen können, und siehst mit deinen sieben Jahren nicht älter und grösser aus als etwa ein Vierjähriges. Ist das dein rechter Platz unter den wilden Schulkindern? Doch, urteile nicht zu früh! Sieh, wie es aufmerkt und seine Augen leuchten, wenn es eine Antwort geben kann! Wenn es so fortgehen sollte, so kann's werden, wie 'mal eine Klassengenossin von sich sagte: „i bi chli, aber gschid!“ — Der kleine Fritzi sorgt gut für seinen Nachbarn, den

flachsköpfigen Emil. „Lue, so muesch's mache, häb d'Finger eso", ertönt ganz laut seine Stimme, als ich ihnen die Griffelhaltung zeigte. Die Grössern kichern in sich hinein. Nun will ich bei Emil nachsehen. Ein Sonnenstrahl durchbricht die düstern Wolken und grüsst freundlich durchs Fenster. Da ruft mir der Kleine zu: „Lue, jetz schient d'Sunne, jetz isch's de nümme chalt." Ein Gelächter bricht hervor, unaufhaltsam, wie ein Strom, der schon lange einen Ausweg gesucht und endlich den Damm gebrochen hat. Verdutzt schauen die Kleinen auf und — lachen mit. „Er het d'Lehreri dutzt", flüstert's ringsum in den Lachpausen. — Die kleine Welsche hat indes schon Neues gelernt, und mit Leichtigkeit; doch die eckigen deutschen Zeichen, wie sind die so schwer zu schreiben für sie. — Nach der Pause, in der wir Spiele machten, geht's ordentlich mit den Kleinen Sie zählen Fenster, Tafeln, Tische, Griffel, Steinchen etc. und können dann Griffel (Striche) zeichnen. Da sieh, einige von ihnen heben verwundert die Köpfchen, ein ihnen noch unbekanntes Geräusch hörend. Sie schauen fragend umher und „eh, d'Isebahn!" da fährt sie vor den Fenstern vorbei und in vollem Kinderjubel, flink und behend, ehe noch ein Zwischenruf möglich wäre, die Kleinen bei den Fenstern oder auf den Tischen! Die Grössern blicken auf mich: Was soll's nun werden? Wie sie sehen, dass ich die andern für diesmal gewähren lasse, werfen auch sie verstohlene und offene Blicke zum Fenster hinaus. Kinder sind Kinder. — S'ist 11 Uhr und Schluss der Vormittagsschule. Nachmittags wird ein Liedlein gelernt, hab ich den Kleinen verkündet. Wer singt gern? Alle. Ein jedes Gesichtlein leuchtet vor Freude. Mein Herz freut sich auch mit ihnen, doch meine Ohren, die kennen derartigen Schmaus, von neuen Schülern geboten, sovielstimmig als Stimmen da sind, schon lange, und sie schaudern schon vor dem Genuss am ersten Schultage! *Clarissa.*

Abstinenten-Ecke.

Die Sektion Basel des Bundes abstinenter Frauen hatte am 13. Januar zum erstenmal eine gemütliche Vereinigung. Eine zahlreiche Gesellschaft, es waren etwa 130 Personen, hatten der Einladung Folge geleistet. Durch reichlichen Tee mit Gebäck von des Tages Last und Kälte erholt, vergingen die Stunden nur zu rasch bei all den hübschen musikalischen und theatralischen Aufführungen im schön geschmückten Saal. In launigen Versen hat die Präsidentin zur Mitgliedschaft und tätigen Mithilfe aufgefordert, und mehrere neue Mitglieder, besonders auch Gönnerinnen, folgten ihrem Lockruf. Die abstinenten Lehrerinnen hatten es sich auch nicht nehmen lassen, an dem Abend teilzunehmen, sie und die andern gingen vergnügt nach Hause.

Die Komiteemitglieder waren mit ihrem ersten Erfolge zufrieden. *A. W.*

Bund schweizerischer Frauenvereine.

(Schluss.)

Dass die Anwesenden nicht befriedigt waren von dieser Auskunft, beweist das Fehlen jeder spontanen Kundgebung zu Gunsten des abtretenden Redners. Bezeichnend still blieb es im Saal nach diesen Auseinandersetzungen. Es ging